

Preisträger des Berichtsjahres 2011

(Die Preisträgervorträge wurden in einer Plenarsitzung am 18. November 2011 vorgetragen)

Der **Wedekind-Preis für deutsche Geschichte 2011** wurde Frau Svenja Goltermann, Zürich, für ihre Monographie „Die Gesellschaft der Überlebenden. Deutsche Kriegsheimkehrer und ihre Gewalterfahrungen im Zweiten Weltkrieg“ verliehen.

Vor dem Trauma. Kriegsheimkehrer, Psychiatrie und Erinnerung in der westdeutschen Gesellschaft 1945–1970

SVENJA GOLTERMANN

Wie gingen die Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg mit der Erfahrung des Massentodes und den von deutscher Seite begangenen Verbrechen um? In der Geschichtswissenschaft lautete die Antwort auf diese Frage über Jahrzehnte, das Verhalten der Deutschen sei durch eine fast reflexartige „Normalisierung“ der Lebensverhältnisse und eine unbeschädigte Rückkehr in das bürgerliche Leben gekennzeichnet gewesen. Den Krieg und vor allem die NS-Verbrechen hatten die Deutschen demnach nahezu umgehend verdrängt. Dieser Lesart steht in jüngster Zeit eine andere Interpretation gegenüber. Man findet sie in zeitgeschichtlichen Studien, in populärwissenschaftlichen Darstellungen



Svenja Goltermann, Professorin am Historischen Seminar der Universität Zürich, Trägerin des Wedekind-Preises 2011

über die Nachkriegszeit und in den Massenmedien. In ihnen stößt man zunehmend auf die Behauptung, die deutsche Gesellschaft sei nach

1945 „traumatisiert“ gewesen. Die Rede vom „Trauma“ basiert dabei auf einem Konzept, das sich seit der „Erfindung“ der „Posttraumatischen Belastungsstörung“ im Gefolge des Vietnamkrieges in der gesamten „westlichen Welt“ sukzessive durchgesetzt hat. Derzeit ist es im Begriff, die Vorstellungen von den Auswirkungen des Zweiten Weltkriegs auf die deutsche Bevölkerung gegenüber früheren Vorstellungen beträchtlich zu verändern.

Auch die Entstehung des Buches „Die Gesellschaft der Überlebenden“¹ ist in gewisser Weise ein Produkt der sich seit den 1980er Jahren etablierenden Traumakategorie, denn sie hat dazu beigetragen, auf neue Weise über die Auswirkungen von gewaltsamen Ereignissen nachzudenken und damit auch die Frage neu aufzuwerfen, auf welche Weise die Gräueltaten dieses Krieges und seiner Verbrechen in der ganz persönlichen Erinnerung und privaten Imagination der deutschen Nachkriegszeit präsent waren. Das Buch, das sich auf die ehemaligen deutschen Soldaten konzentriert, die in die westdeutsche Gesellschaft zurückkehrten, geht diesem Problem in seinem ersten Teil nach. Auf Traumakonzeptionen als Beschreibungs- und Analyseinstrument der Nachkriegszeit wurde dabei allerdings sehr bewusst nicht zurückgegriffen. Dafür war ausschlaggebend, dass das „Trauma“ nach 1945 und bis weit in die 1960er Jahre hinein als Deutungskategorie sowohl innerhalb wie außerhalb der Medizin überhaupt keine Verwendung fand. Von der Funktionsweise des Menschen und seiner Fähigkeit, erschütternde Erfahrungen zu verarbeiten, hatte man innerhalb und außerhalb der Medizin andere Vorstellungen. So ging man davon aus, dass jeder körperlich gesunde Mensch in der Lage sei, jegliche psychische Extremlast binnen weniger Wochen auszugleichen. Das ist ein beträchtlicher Unterschied zu der heute verbreiteten Annahme, dass Kriegs- und andere Gewalterfahrungen zu einem Trauma mit psychischen Beschwerden führten. Gerade aus dieser Diskrepanz ergab sich damit aber zweierlei: zum einen die Notwendigkeit, die zeitgenössischen Wahrnehmungs- und Deutungsweisen ehemaliger Soldaten zu analysieren, um etwas darüber zu erfahren, auf welche Weise der Krieg und die Verbrechen überhaupt in ihrer persönlichen Erinnerung aufschienen und damit ihr Leben zeichneten, zum andern tauchten angesichts der soeben erwähnten Diskrepanz aber auch Fragen zur Psychiatrie auf. Erstens: Wie kam es dazu, dass sich in den zwei Jahrzehnten nach 1945 ein neues psychiatrisches Wissen über die psychischen Folgen von Gewalterfahrungen herausbildete und etablierte? Zweitens: Welche Auswirkungen zeitigte dies wiederum für die Erfahrungs-

¹ Svenja Goltermann, *Die Gesellschaft der Überlebenden. Kriegsheimkehrer und ihre Gewalterfahrungen im Zweiten Weltkrieg*, München 2009 (Taschenbuchausgabe München 2011).

geschichte der Nachkriegszeit und die Erinnerungsgeschichte des Krieges? Überlegungen des Wissenschaftsphilosophen Ian Hacking, denen ich mich in meinem Buch angeschlossen habe, legten einen solchen Zusammenhang nahe. Und tatsächlich lässt sich zeigen, dass sich der gesellschaftliche Vorstellungshorizont über die psychischen Folgen des Krieges im Verlauf von etwa zwei Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg und in Abhängigkeit vom vorherrschenden psychiatrischen Wissensstand verändert hat. Das Spektrum der wissenschaftlich und öffentlich anerkannten Auswirkungen des Krieges veränderte dabei auch die Sprechweisen über diesen Krieg. Auch die Bruchlinien zwischen öffentlicher und privater Erinnerung verschoben sich – ohne sich allerdings je gänzlich aufzulösen.

Das Buch, das einen dreiteiligen Aufbau hat, entfaltet dieses Argument. Die Ergebnisse werde ich hier kurz anreißen: Im ersten Teil, in dem es um den persönlichen Umgang der Kriegsheimkehrer mit dem Krieg und den Verbrechen geht, wurden vor allem narrative Überlieferungen persönlicher Erinnerungsfragmente analysiert, die sich in psychiatrischen Krankenakten greifen lassen. Was sich hier zeigt, ist, dass das „normale“ Leben dieser Kriegsheimkehrer in einer Vielzahl von Fällen weitaus schwieriger war, als der gängige Eindruck in der Literatur zur Nachkriegsgesellschaft vermuten lässt, denn der Krieg kehrte in Träumen wieder; Bilder und Geräusche waren oftmals hinreichend, um den Krieg in der Erinnerung abrupt wieder aufleben zu lassen. Doch zeigen die Akten auch, dass der Krieg für diese ehemaligen Soldaten aus ganz unterschiedlichen Gründen zu einer Bürde geworden war: Manche kämpften mit Ängsten, die sie bereits während des Krieges heimgesucht hatten. Für andere wiederum waren die Ereignisse des Krieges erst nach der militärischen Niederlage beängstigend geworden. Es war die Angst, zur Verantwortung gezogen zu werden, die in der Konfrontation mit den Besatzern oder während des Entnazifizierungsverfahrens die Oberhand ergriff und den Massenmord präsent hielt. Für manche war das eine innere Zerreißprobe. Denn ein Bild von sich selbst, mit dem man leben konnte, musste erst gefunden werden. Was diese Befunde allerdings auch deutlich machen, ist: Der vorschnelle Rückgriff auf die Rede, die Soldaten seien nach diesem Krieg alle traumatisiert gewesen, ist verkürzt. Denn sie verdeckt das breite Spektrum an Leidenszuständen, die etwa auch daraus resultieren konnten, dass man sich selbst für feige hielt oder weil die nationalsozialistischen Ideale sich nicht verwirklicht hatten.

Im zweiten Teil des Buches wechselt die Perspektive dann auf die Psychiatrie. Diese war nicht zuletzt deshalb von besonderer Bedeutung, weil es ausschließlich den Fachärzten für Psychiatrie vorbehalten war, im Falle geltend gemachter Ansprüche auf eine Kriegsopferversorgung zu entscheiden,

ob das vorgebrachte Leiden als kriegsbedingt anzuerkennen sei. Das heißt anders gesagt: Die Psychiater waren aufgrund ihrer Gutachtertätigkeit in hohem Maße an der Produktion einer sozialen Wirklichkeit beteiligt. Sie drückte sich in der Anerkennung oder eben der Verweigerung eines Kriegsofferstatus aus, womit fassbare materielle, sozialpolitische Auswirkungen verbunden waren. Die psychiatrische Fachliteratur, die Krankenakten und die Akten der Versorgungsämter zeigen dabei deutlich, dass die Psychiatrie im Hinblick auf die Kriegsheimkehrer über Jahrzehnte hinweg im Kern an der Auffassung festhielt, psychische Leiden seien ursächlich nicht auf den Krieg oder die Gefangenschaft zurückzuführen. Psychische Leiden galten als „anlagebedingt“, und das auch dann, wenn man in ihnen eine Art Ausweichreaktion oder eine Form der Willensschwäche sah. Eine Unzufriedenheit mit dem diagnostischen Instrumentarium stellte sich allerdings bei den Psychiatern ein, als 1949 die so genannten „Spätheimkehrer“ aus den sowjetischen Lagern zurückkehrten. Diese zeigten nämlich eine Reihe hartnäckiger Beschwerden, was in der Psychiatrie dazu führte, psychische Beschwerden als Folge einer durchgemachten Dystrophie zu deuten, also einer Erkrankung infolge von Hunger und Mangelernährung. Einen Bruch mit der bestehenden psychiatrischen Lehre bedeutete das aber nicht, denn es war ein organischer Schaden, der als Ursache für die psychischen Leiden angenommen wurde. Sobald die organische Schädigung als ausgeheilt galt, griff damit auch wieder die gängige psychiatrische Interpretation: Psychische Langzeitfolgen aufgrund extremer emotionaler Erfahrungen konnte es nicht geben.

Zu einer grundlegenden Neuinterpretation psychischer Auffälligkeiten kam es somit erst Ende der 50er Jahre im Zusammenhang mit den Begutachtungen von Opfern der nationalsozialistischen Verfolgung. Für diese Herausbildung und Durchsetzung eines neuen psychiatrischen Wissens war ein ganzes Bedingungsgeflecht ausschlaggebend: Der Druck des Auslands fiel ebenso ins Gewicht wie juristische Entscheidungen, politische Interessen und moralische Begründungen. Diese Etablierung eines neuen psychiatrischen Wissens, die seit den 60er Jahren in zunehmendem Maße die Anerkennung psychischer Schädigungen bei NS-Verfolgten nach sich zog, wurde allerdings nicht zu einer generellen Deutung. Eine Übertragung auf die Kriegsheimkehrer fand mit dem Verweis auf die Einzigartigkeit der nationalsozialistischen Verbrechen nicht statt. Psychiater und Juristen waren sich einig: In der Kriegsopferversorgung seien strengere Maßstäbe anzulegen, um slichte „Wunsch- und Entschädigungsreaktionen“ bei deutschen Kriegsheimkehrern und damit den so genannten „Rentenneurotiker“ zu vermeiden.

Diese doppelte Lesart von menschlichen Reaktionsweisen auf psychische Belastungssituationen ist seit den 60er Jahren dann auch in der öffentlichen Erinnerungskultur zu beobachten, um die es im dritten Teil des Buches geht. Untersucht wurden vor allem die medial vermittelten Repräsentationen des Krieges und seiner Auswirkungen auf das Leben in der Nachkriegsgesellschaft. Was dabei zutage tritt, ist bemerkenswert, denn der mediale Diskurs, ob in den Printmedien oder im Film, bewegte sich während der Nachkriegsjahrzehnte ganz im Rahmen der damals zur Verfügung stehenden psychiatrischen Lesarten. Das gilt sogar für die „Trümmerfilme“ der unmittelbaren Nachkriegsjahre, auch wenn diese seelische Qualen und psychische Störungen ehemaliger Soldaten thematisierten. Denn auch die „Trümmerfilme“ mit ihrer moralischen Aufbaubotschaft gingen von kurzzeitigen psychischen Beeinträchtigungen aus. Wer sich über längere Zeit durch seelische Leiden in seinem Verhalten verändert und in seinem Lebensalltag beeinträchtigt zeigte, der war jemand, der sich hängen ließ. Der Glaube an die menschliche Überwindungskraft war somit auch hier deutlich zu erkennen. Und sowohl im Film wie in den Printmedien schlug sich fast durchweg die Auffassung nieder, dass Arbeit die bewährte Strategie zur Selbstheilung sei. Kurz vor Mitte der 50er Jahre wiederum erhielt dann die Diagnose der Dystrophie Einzug in die lokalen und die überregionalen Medien, die von Heimkehrern aus den sowjetischen Lagern berichteten. Auch wenn politische Nützlichkeitsabwägungen im Zuge des Kalten Krieges hier gar nicht von der Hand zu weisen sind, zeigte sich darin eine Bereitschaft, psychosomatische Deutungsmuster in der Öffentlichkeit aufzunehmen. Doch diese Anerkennungskonjunktur für seelische Folgen der Gefangenschaft war kurz. Sie verschwand bereits kurz nach der Rückkehr der letzten Kriegsgefangenen aus der Sowjetunion 1956, und das, obwohl sich die Printmedien in anderen Zusammenhängen weiterhin psychosomatischer Interpretationsweisen bedienten. Was man hier beobachten kann, ist deshalb eher eine Thematisierungsblockade im Hinblick auf mögliche seelische Belastungen von Kriegsheimkehrern. Ohne die erinnerungskulturelle Wende, die mit der Wiederaufnahme der NS-Prozesse Ende der 50er Jahre langsam einsetzte, ist das sicherlich nicht zu erklären. Zweierlei griff hier seit dem Eichmann-Prozess ineinander: Erstens gelangten die furchtbarsten Bilder von NS-Opfern in Umlauf, und die Stimmen der so genannten Opferzeugen waren seit dem Eichmann-Prozess in den Medien gegenwärtig. Seither richtete sich die von den Medien mit produzierte Aufmerksamkeit für psychosomatisch erklärable Leidenszustände in hohem Maße auf die Opfer der NS-Verfolgung, wie man erstmals in einer breit angelegten Medienkampagne zu den jüngsten wissenschaftlichen

Erkenntnissen in der Psychiatrie über die psychischen Auswirkungen der NS-Verfolgung beobachten kann.

Zweitens weitete sich die Täterannahme aus. Es war nicht mehr nur eine schmale NS-Elite, die zu den Tätern gezählt wurde, vielmehr nährten auch die Medien den Verdacht, dass jeder „normale“ Mann ein Täter sein könne. Im Zuge dieser Verallgemeinerung der Täterannahme griffen die Medien auch Aussagen von Psychiatern auf, dass bei den ehemaligen Soldaten psychische Leiden auch dann nicht zu erwarten seien, wenn diese an den grausamsten Verbrechen beteiligt gewesen waren. In weiten Teilen der Medienöffentlichkeit war damit das Reden von einem möglichen Opferstatus der Soldaten so gut wie ausgelöscht. Was die Medienanalyse damit zeigt, ist Folgendes: Die doppelte Lesart von menschlichen Reaktionsweisen auf psychische Belastungssituationen war nicht nur eine Frage der innerwissenschaftlichen Plausibilität, sie war auch eine Weichenstellung in der öffentlichen Erinnerungskultur. So übernahmen die Medien keine öffentliche Anwaltschaft mehr für die Kriegsheimkehrer, die versuchten, gegenüber der Politik die Gleichheit der Menschen vor grausamer Behandlung und schrecklichen Erfahrungen einzuklagen, denn gerade über die Anerkennung von psychischen Leiden wurde öffentlich ausgehandelt, wer von dieser Gesellschaft als Opfer identifiziert und akzeptiert wurde. In den 60er Jahren veränderte sich damit auch die öffentliche Erinnerung an den Krieg und den Holocaust auf viele Jahre hinaus, woran die Etablierung eines neuen psychiatrischen Wissens erkennbar mitwirkte. Ohne dieses Zusammenspiel ist jedenfalls kaum hinlänglich zu erklären, dass die psychischen Folgen von NS-Verfolgten in den Wahrnehmungshorizont der bundesrepublikanischen Gesellschaft gerieten, während von psychischen Leiden bei deutschen Soldaten über lange Zeit keine Rede war.

Das private Wissen der ehemaligen Soldaten von den zerstörerischen Folgen der Kriegsgewalt fand in diesen öffentlichen Sagbarkeitsregeln somit nicht unbedingt Ausdruck. Dennoch gab auch ihnen die Verwandlung des psychiatrischen Wissens die Möglichkeit an die Hand, ihre divergierenden persönlichen Erinnerungen in der neuen Sprache der Psychiatrie zu formulieren. Nicht nur das: Überhaupt bot sich mit dem psychiatrischen Wissenwandel eine neue Möglichkeit der Deutung von biographischen Verläufen und Erfahrungszusammenhängen an. Das heißt, Zustände, die man als Versagen im eigenen Leben wahrnahm, konnten mit der Durchsetzung einer psychiatrischen Lesart, dass Gewalterfahrungen zu lang dauernden oder spät auftretenden psychischen Beschwerden führen könnten, in eine andere Begründung eingelesen werden. Für das eigene Versagen im Leben, für eine länger dauernde Niedergeschlagenheit, Antriebslosig-

keit etc. konnte man nun auf den Krieg oder die Erfahrung der Gefangenschaft als Erklärung verweisen. Ob dieser kausale Zusammenhang stimmt, sei dahingestellt. Was allein beobachtet werden kann, ist, dass sich die Begründungszusammenhänge veränderten, in die ehemalige Soldaten ihre eigenen psychischen Beschwerden einordneten.

Wenn das, trotz offizieller Zurückhaltung, nach einigen Jahren individuell niemandem mehr wirklich abgesprochen werden konnte, entsprach dies der sich verbreitenden gesellschaftlichen Vorstellung, dass der Mensch nicht in seiner erblichen Gebundenheit, sondern eher in seiner sozial verfassten Individualität zu erfassen sei. Hieraus erwuchs eine neue Achtung für die subjektive Erfahrung des Menschen, die sich sowohl in den Humanwissenschaften als auch in der Öffentlichkeit bemerkbar machte. Erst in diesem Zusammenhang konnten einige der schmerzlichen gegenwärtigen Vergangenheiten des Krieges auch wieder eine öffentliche Sprache finden. Allerdings schuf der Wandel des psychiatrischen Wissens seit der Ankurbelung der „Traumaindustrie“ in den 80er Jahren auch die Möglichkeit, dass immer mehr Gruppen einen Opferstatus für sich reklamierten konnten, und zwar mit Blick sowohl auf Ereignisse in der Vergangenheit als auch auf solche in der Gegenwart. Dabei gilt es allerdings, sich bewusst zu machen, dass die Kategorie des „Traumas“ mittlerweile geradezu zu einem Steuerungselement unserer historischen Vorstellungskraft geworden ist. Es hat nicht nur unsere Wahrnehmung der Vergangenheit und ihrer langjährigen Folgen für das Leben der Menschen auf eine sehr spezifische Weise verändert, es ist im Begriff, sie gleichzeitig erheblich einzuengen und damit zu verzerren. Eine Rückprojektion des Traumabegriffs ist nämlich weder in der Lage, die Erfahrungsgeschichte noch die Erinnerungsgeschichte des Krieges in ihrer persönlichen wie öffentlichen Verarbeitungsform angemessen zu erfassen. „Die Gesellschaft der Überlebenden“ kann das, wie ich hoffe, deutlich zeigen.